

Eva Tolasch
Rhea Seehaus (Hrsg.)

Mutterschaften sichtbar machen

Sozial- und kulturwissen-
schaftliche Beiträge



Geschlechterforschung für die Praxis

herausgegeben vom

gemeinsamen Gender- und
Frauenforschungszentrum
der Hessischen Hochschulen (gFFZ)

Band 4

Eva Tolasch
Rhea Seehaus (Hrsg.)

Mutterschaften sichtbar machen

Sozial- und kulturwissenschaftliche
Beiträge

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2017 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2062-0 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1047-8 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Lektorat und Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau

Inhaltsverzeichnis

Eva Tolasch / Rhea Seehaus

Einleitung – Ein Plädoyer für (mehr) Mutterschaftenforschung	9
--	---

Gefühle, Techniken, Programme – historische Annäherungen an Mutterschaften

Lisa Malich

Wie die Schwangere zur Mutter wurde: Zur Geschichte eines Gefühlskomplexes (1770–2010)	25
---	----

Elsbeth Bösl

Medizintechnik und Lifestyle-Produkt: Milchpumpen, Muttermilchdiskurs Stilldiskurs und Konzepte von Mutterschaft	43
---	----

Felix Krämer

„I am an Expert on Surviving in the United States“: Die Ernährung armer Mütter in den USA seit den 1970er Jahren	59
---	----

Mutterschaften im Alltag: rahmen, problematisieren, ver(un)eindeutigen

Sarah Dionisius

Jenseits tradierter Modelle von Mutterschaft? Elterliche Praktiken lesbischer und queerer Paare	79
--	----

Tomke König / Katharina Wojahn

Mutter sein: Über den Zusammenhang von regulativen Idealen – Begehren – Praxen	95
---	----

Sabine Dreßler

Zwischen ‚gleichberechtigter Elternschaft‘ und ‚mütterlicher Deutungshoheit‘. Kollektive Orientierungen unter Müttern im akademischen Milieu	109
--	-----

Timo Heimerdinger

Naturalisierung als Kampfbegriff. Zur diskursiven Konkretisierung des Mutterschaftsdilemmas	125
---	-----

Christina Mundlos

Regretting Motherhood in Deutschland – ein strukturelles Problem? ...	141
---	-----

Cornelia Schadler

Intensive Mutterschaft: Subjektivierungs- und Polyvidualisierungsprozesse in der Erziehung	155
--	-----

Sabine Härtl

„Auch eine drogenabhängige Mutter ist eine gute Mutter“ – Deutungs- und Verhandlungsstrategien der Adressierung als drogenabhängige Mutter	169
--	-----

Mutterschaften in den Medien: verhandeln, herstellen, aneignen

Daniel Hornuff

Strategien pränataler Sichtbarmachung. Das Regime der Zahlen und die Veröffentlichung der Körper	185
---	-----

Cecilia Colloseus

Die Geburt sehen – Der männliche Blick und die Sichtbarkeit von Mutterschaft	199
--	-----

Carolin Küppers

(M)others – Die mediale Verhandlung von Müttern in der Sexarbeit	211
---	-----

Mutterschaften in professionellen Handlungsfeldern: riskieren, überwachen, bearbeiten

Julia Feiler

Risiken auf Eis gelegt. Über (Un-)Sichtbarkeiten von Mutterschaft im Diskurs um ‚Social Freezing‘	227
---	-----

Rhea Seehaus / Eva Tolasch

Vom Eltern-Projekt zum Mutter-Projekt.

Über Fürsorge-Verantwortlichkeiten in der Stillberatung 241

Judith Pape

Von Brust zu Brei – Maternalisierung von

Ernährungsverantwortung in Beikostkursen 255

Marion Ott

„Mütterliche Kompetenz“ im Spannungsfeld von Darstellung

und Adressierung. Erziehungsverhältnisse in stationären

Mutter-Kind-Einrichtungen machtanalytisch betrachtet 271

Maya Halatcheva-Trapp

Alltagsnähe und Autonomie. Mutterschaft als Deutungsfigur im

Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung 289

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 303

Einleitung – Ein Plädoyer für (mehr) Mutterschaftenforschung

Ist man alt bzw. jung genug, um Kinder zu bekommen? Passt ein Kind in die Karriereplanung? Wird die persönliche Selbstentfaltung durch ein Kind beschränkt oder befördert? Wie viel Mutter(-Körper) bzw. Nähe braucht ein Kind im Alltag? Wann ist der richtige Zeitpunkt, abzustillen? Soll überhaupt gestillt werden? Ist die Qualität in der Krippe angemessen, und nach welchen Kriterien wird dies gemessen? Ist das Kind alt genug für die Betreuung? Wie können Arbeit und Familie vereinbart werden? Warum wird, wenn Mütter über zwei Monate Elternzeit in Anspruch nehmen, nicht von „aktiver Mutterschaft“ gesprochen? Warum tragen Mütter, auch wenn es vor der Geburt anders vereinbart wurde, doch die Hauptverantwortung für Kind und Haushalt?

Diese aufgeworfenen Fragen zeigen an, dass Mutterschaft keine Selbstverständlichkeit ist, sondern ein höchst anspruchsvolles feldabhängiges Biografie-Projekt und Politikum. Mutterschaft, ihre individuelle Ausgestaltung und die zugehörigen Rahmenbedingungen waren und sind aktuell Gegenstand diverser privater, aber auch öffentlicher Debatten: Gespräche, politische Auseinandersetzungen, mediale Aufbereitungen in Print- und Onlinemedien sowie Funk und Fernsehen verhandeln die Thematik. Fokussiert werden, neben den aufgezeigten Fragen, u.a. verschiedene Mutterschaftstypen wie die ‚Helikopter-Mütter‘, die als überengagiert typologisiert werden, die ‚regretting mothers‘, die das Eingehen von Mutterschaft bereuen, die ‚tiger mums‘, denen unterstellt wird, einen sehr strengen und auf Erfolg ausgerichteten Erziehungsstil zu haben, und ‚Risikomütter‘, die als (potenzielle) Bedrohung des kindlichen Wohlergehens wahrgenommen werden. Aber auch Leihmutterschaft, Mutterschaft bei lesbischen Paaren und gewählte ‚Nicht-Mutterschaft‘ werden thematisiert.

In diesen streckenweise sehr leidenschaftlich und gefühlsbetont geführten Debatten werden immer wieder ganz unterschiedliche (normative) Interessen auf Mutterschaft bezogen und letztendlich um die ‚richtige‘ Ausgestaltung von Mutterschaft gerungen (vgl. Tolasch 2016: 10). Diese Aufmerksamkeit für Mütter ist vor dem Hintergrund einer Sorgepraxis verständlich, in der vor

allem Frauen als Mütter die Betreuung der Kinder, der eigenen Eltern und Nachbarschaftshilfen übernehmen und sich hauptsächlich um den Haushalt kümmern (vgl. etwa BMFSFJ 2011: 174f.) – auch wenn beispielsweise der Anteil der Väter an der Sorgearbeit leicht angestiegen ist (Meier-Gräwe/Klün-der 2015: 19; siehe auch BMFSFJ 2012) und seit mehreren Jahren der ‚aktive Vater‘ bereits als Indiz für eine fortschreitende Egalisierung familialer Geschlechterverhältnisse gedeutet wird (Seehaus 2015: 163). Mütter leisten jedoch in der Regel deutlich mehr Zeit für unbezahlte Care-Arbeiten (Statistisches Bundesamt 2015:12). Dies hat für Frauen als Mütter Konsequenzen: So ist Muttersein oftmals auf das Engste mit Armut gekoppelt. Cornelißen, Dressel und Lohel (2005: 221f.) zeigen anhand einer Auswertung von Sozialhilfequoten deutlich auf: Frauen sind nicht deshalb arm, weil sie Frauen sind, sondern weil sie Mütter sind und Care-Aufgaben übernehmen.¹

Unverständlich ist vor diesem Hintergrund jedoch, dass im wissenschaftlichen Kontext Mutterschaft derzeit kaum als relevanter Gegenstand behandelt wird – ganz im Gegensatz zur Vaterschaft: Die Vaterschaftsforschung hat seit einigen Jahren Konjunktur (Tolasch 2016: 57). Dieses Ungleichgewicht zeigt sich u.a. auch daran, dass Mutterschaft vielfach unter Begriffen wie Elternschaft, Kinder/Kindheit, Sorge/Care, Familie, Vaterschaft und Doppelkarriere-paaren subsumiert wird. In Anbetracht dieser Tatsache stellt sich die Frage, wie Mutterschaft zwischen „love and labor“ (Fisher/Tronto 1990: 56) angesichts einer feminisierten Care-Praxis interaktiv-normativ verhandelt wird bzw. wie Frauen als Mütter angerufen werden und wie sie diese Anrufungen beantworten und modifizieren.

Der vorliegende Band möchte diese Leerstelle zum Ausgangspunkt nehmen und sich nicht zuletzt entlang der eingangs gestellten Fragen, Adressierungen, Positionierungen, Praktiken und Diskursivierungen von Mutterschaften widmen und in verschiedenen Beiträgen beleuchten.² Dabei beziehen wir uns auf McCarthy und Edwards (2011: 131): „Motherhood refers to the processes associated with designating specific women as mothers, who are understood to be the bearers and/or primary carers of, [sic!] children.“ Damit verstehen wir Mutterschaft als „sozial besondere vergeschlechtlichte Sorgebeziehungs-konstruktion“ (Tolasch 2016: 44), die immer im Kontext einer Gesellschaft und

1 Ergänzt sei, dass Frauen, statistisch gesehen, schon deshalb ärmer sind, weil sie weniger verdienen als Männer.

2 Seinen Ursprung hat dieser Sammelband in einem Fachtag, der im Herbst 2015 am Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ) stattfand. Unter dem Titel „Mutterschaft sichtbar machen – Sorgepraxis zwischen mütterlicher Verantwortung und wissenschaftlicher Vernachlässigung!“ waren einschlägige Referentinnen und Referenten eingeladen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, Gedanken zu skizzieren und gemeinsam zu verfolgen. Ihre sowie weitere Beiträge sind in diesem Band versammelt. Wir danken dabei ganz herzlich Lotte Rose, Imke Schmincke und Marion Ott für ihre konstruktive Kritik und den vielfältigen Austausch während der Entstehung dieses Bandes.

ihren Wandlungen stattfindet und vor dem Hintergrund ihrer Regeln, Gesetze, Normen und Konventionen ausgestaltet, gelebt und empfunden wird (vgl. Jurczyk 2010). Mutterschaft in diesem Sinne als diskursiv und in Praktiken hervorgebrachtes Phänomen zu verstehen, in dem unterschiedliche Vorstellungen und Interessen diverser Akteure und Akteurinnen gebündelt sind, ermöglicht einen Blick auf derzeit gängige Mutterschaftsnormen, -werte und -praktiken in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern. Das, was Frauen in der Position als Mütter tun oder sagen wollen, sollen und können, ist somit kein ontologisches Phänomen, sondern im höchsten Maße von Sozialität durchzogen. Die individuelle Ausgestaltung geschieht, wie die zweite Frauenbewegung sehr stark zum Thema machte, etwa vor dem Hintergrund (un)gleicher Rahmungen, Bedingungen und Ressourcen. Entlang unterschiedlicher Differenzkategorien wie Alter, Körper, Milieu, Race, Sexualität etc., die mit sozialen Ungleichheiten einhergehen (können), wird die Handlungsfähigkeit strukturiert und organisiert.³ Um auf solche (Un-)Gleichheiten bzw. gesellschaftlichen Ein- und Ausschlüsse durch die strukturell-institutionelle Eingebundenheit von Frauen als Mütter hinzuweisen, sprechen wir, ausgehend von der Empirie, von „Mutterschaften“ (Tolasch 2016: 44; vgl. zur Begrifflichkeit auch Rettig 2013).

Vor diesem Hintergrund hat der vorliegende Sammelband ein spezifisches Anliegen: Wir wollen, ausgehend von der Praxis, in der sich hauptsächlich die Mütter um Care-Arbeiten sorgen und dadurch einer Mehrbelastung ausgesetzt sind, Mutterschaften sichtbar machen. Gemeint ist damit eine doppelte Form der Sichtbarkeit: Sie bezieht sich einerseits – unter Berücksichtigung ihrer (un-)gleichen Eingebundenheit in gesellschaftliche Verhältnisse – auf das, was Mütter in diversen Feldern tun und sagen, um Mütter zu sein oder zu werden. Andererseits wollen wir Mutterschaften in ihrer sozialen Gewordenheit kritisch reflektieren und damit die kultur- und sozialwissenschaftliche Mutterschaftsforschung im Anschluss an die Mother(hood) Studies im deutschsprachigen Raum vorantreiben. Im Gegensatz zu den USA etwa, in denen die Mother(hood) Studies seit über 30 Jahren als anerkannte Forschungsdisziplin existieren und Mutterschaften als Forschungsgegenstand in der Wissenschaft sehr präsent sind, werden sie in Deutschland im Feld der Kultur- und Sozialwissenschaft erst allmählich wiederentdeckt (u.a. Dolderer/Holme/Jerzak/Tietke 2016; Spies 2010). Bereits im Verlauf der zweiten Frauenbewegung – in vielerlei Hinsicht wegbereitend für die Perspektiven dieses Sammelbandes – wurde das Thema Mutterschaft auf die Forschungsagenda geschrieben

3 So hat, um dies zu verdeutlichen, beispielsweise Davis (1982) gezeigt, dass es ein ‚kollektives Wir‘ der Frauen in Bezug auf das (Nicht-)Eingehen von Mutterschaft nicht geben kann: Während weiße Frauen die Möglichkeit von Geburtenkontrolle als neue Freiheiten feierten, sich jedoch vielfach in eugenische Diskurse verstrickten, kämpften zeitgleich beispielsweise schwarzen Frauen im 20. Jahrhundert gegen Zwangssterilisation.

(vgl. u.a. Friebertshäuser/Matzner/Rothmüller 2007: 188).⁴ In diesem Rahmen war die Frauen-, aber auch die Mutterschaftsforschung viel stärker, als es gegenwärtig üblich ist, mit den Interessen und Bedürfnissen von Frauen als Mütter verknüpft (vgl. Frohnhaus 1994; Lenz 2010; Mies 1978). Offenbar hat die Mutterschaftsforschung in Deutschland im Zuge des Entstehens der Geschlechterforschung Mitte der 1980er Jahre mit dem Bedeutungsgewinn der handlungstheoretischen Ansätze in den 1990er Jahren und Bedeutungsverlust der strukturtheoretischen Ansätze den Weg als eigenständige Forschungsdisziplin nicht gefunden (vgl. Kallenberg 2013: 407).

Mother(hood) Studies im Sinne einer Mutterschaftenforschung verstehen wir hier im (geschlechter-)soziologischen Sinne als „Verunsicherungswissenschaft“ (Degele 2003) mit dem Ziel, kollektive Selbstverständlichkeiten, die sich häufig im Gewand des „gesunden Menschenverstand“ (Bauman 2000 [1984]: etwa 19, 27) präsentieren, in Bezug auf geschlechtsbezogene Care-Arbeiten zur Disposition zu stellen. Ausgangspunkt der Forschung ist dabei die prinzipielle Anerkennung einer möglichen Vielfalt an (Aus-)Gestaltungsformen von Mutterschaften unter Berücksichtigung unterschiedlicher Rahmenbedingungen (Tolasch 2016: 12; vgl. Martschukat 2013: 9).

Damit grenzt sich der vorliegende Band von vielen normativ inspirierten psychologischen, pädagogischen, biologischen, aber sicherlich auch einigen kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen ab, die das Ziel verfolgen, zu erklären, wie Mütter ‚wirklich‘ sind und im optimalen Fall sein sollten/müssten, um sich angemessen um ihr Kind zu kümmern. Der Band liefert entsprechend keinen Fahrplan dafür, was man als ‚gute Mutter‘ tun sollte. Stattdessen steht im Fokus, wie Mutterschaften gegenwärtig hergestellt werden, was getan und gesagt wird, um Mutter zu sein und zu werden. Damit wollen wir mit einem kritisch-analytischen Blick den Platz der Mütter in der gegenwärtigen Gesellschaft reflektieren, unter Berücksichtigung von Ungleichheiten, sozialem Wandel, unterschiedlichen Ressourcen und strukturellen Bedingungen. Die Beiträge dieses Sammelbandes werden sowohl Subjektivierungsverfahren von Mutterschaften beschreiben als auch die Interaktionen und Praktiken als Mutter und damit die konkreten Alltagssituationen unter feldspezifischer Berücksichtigung strukturell-institutioneller Zusammenhänge.

Wenn in den vorliegenden Beiträgen von Müttern gesprochen wird, handelt es sich, ausgehend vom empirischen Material, um Frauen, die ein Kind haben oder (zukünftig) haben wollen. Dies umfasst sowohl soziale als auch biologische Mutterschaften in vielfältigen Lebensformen: Angefangen bei der Regenbogenfamilie über die Ein-Kind-Familie und Living Apart Together (LAT) bis hin zur heterosexuellen Kernfamilie und queerer Elternschaft, die

4 Was nicht heißt, dass Mutterschaft kein bedeutendes Thema der ersten Frauenbewegung gewesen ist.

teils vorhandene begriffliche Konzepte sprengen und re-definieren. Damit fällt der Blick nicht zuletzt auf die Gemachtheit von ‚normaler Mutterschaft‘ und die gesellschaftlichen Folgen, wenn Personen diese Mutterschaftspositionen nicht verkörpern können oder wollen.

Die Beiträge: Sichtbarkeiten von Mutterschaften

Gefühle, Techniken, Programme – historische Annäherungen an Mutterschaften

Der erste Teil des Bandes versammelt Beiträge, die sich in einer historischen Perspektive dem Thema Mutterschaften annähern. Sie stellen dabei die Geschichte der Mutterwerdung, den Zusammenhang von Technik und Mutterschaftskonzepten und die Verknüpfung spezieller Programme mit Idealen und (un-)erwünschten Mutterschaften in den Fokus.

Lisa Malich fragt in ihrem Beitrag, wann eine Mutter als Mutter verstanden wurde und sich als Mutter fühlen sollte: Sie rekonstruiert damit die diskursive Geschichte der Mutterwerdung. Auf Grundlage einer Untersuchung von Ratgebern- und Aufklärungsliteratur, medizinischen Lehrbüchern, Hebamentexten, psychologischen und psychiatrischen Publikationen arbeitet die Autorin die Verknüpfung von Mütterlichkeit und Schwangerschaft in historisierender Weise heraus und zeigt auf, dass die Schwangere als Mutter gerade keine historisch schon immer sichtbare Figur darstellt. In der Analyse werden drei Figuren vorgestellt, in denen sich bestimmte historische Programmatiken abbildeten, und es wird dargelegt, wie diese mit weiblichen Geschlechtsrollen und neuen Körperzuständigkeiten zusammenhängen.

Elsbeth Bösl nimmt in ihrem technikhistorisch und -soziologisch ausgerichteten Beitrag den Mutterkörper als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung. Sie beschreibt den Bedeutungswandel, den Muttermilchpumpen zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert erfahren haben, und stellt die These auf, dass sich die vorrangig therapeutischen Geräte sehr stark zu Lifestyle-Produkten gewandelt haben. Anhand des sich wandelnden Pumpendesigns lässt sich verdeutlichen, wie die Technik kulturell und sozial anschlussfähig an Mutterschaftskonzepte wurde und gleichzeitig selbst spezifische Konzepte hervorbringt. Elsbeth Bösl zeigt dabei die verschiedenen Normen auf, denen die ‚gute Mutter‘ zu genügen hat und macht zugleich eine Leerstelle aus: Dass die Gewinnung von Muttermilch mittels Pumpe auch eine andere Verteilung von Fürsorgeverantwortung

zwischen den Elternteilen bedeuten könnte, bleibt in den Auseinandersetzungen damit fast unberührt. Es ist ausschließlich die Mutter, die als Fürsorgende sichtbar wird.

Felix Krämer setzt sich mit der Frage nach dem Zusammenhang von normativen Ordnungen und der Position von Mutterschaft in staatlichen Programmen in den USA der 1970er Jahren auseinander. Armen Müttern und ihren vielfältigen Positionen wurde – aufgrund der landesweiten Bestürzung über hungernde Kinder – besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Beitrag analysiert das Programm ‚Special Supplemental Nutrition Program for Women, Infants and Children‘ (WIC), das helfen sollte, die Folgen prekärer Mutterschaft abzumildern. Durch dieses Programm erhielt die Zielgruppe statt Sozialhilfe Nahrungshilfen, Ernährungsunterweisungen und Hilfen zur Überlebens- und Gesundheitssicherung. Der Beitrag arbeitet heraus, wie die Mütter selbst zu gouvnementalen Subjekten wurden, indem ihnen unterschiedliche Nahrung zugewiesen und Ernährungsweisen nahe gelegt wurden.

Mutterschaften im Alltag: rahmen, problematisieren, ver(un)eindeutigen

Der zweite Teil Der zweite Teile widmet sich den Alltagsbeschreibungen u.a. entlang folgender Fragen: Wie werden Mutterschaften gelebt? Welche Mutterschaftspraktiken zeigen sich? Welche Rahmungen von Mutterschaften werden von wem genutzt? Und wo wird der Alltag oder die Alltagsbeschreibung von Mutterschaften problematisiert?

Sarah Dionisius beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit familialen Lebensweisen lesbischer und queerer Paare. Methodisch greift sie dabei auf eine Form des problemzentrierten Interviews zurück und befragt lesbische und queere Paare zu ihren Elternschaftsmodellen. Sie stellt die Frage, wie diese Paare Mutterschaft bzw. Elternschaft verstehen, wie sie sich auf Geschlecht beziehen und welche geschlechtlichen und elterlichen Positionierungen im Zuge ihres Elternwerdens und -seins sichtbar werden. Ihre Ergebnisse veranschaulichen, dass bei den interviewten Paaren häufig multiple elterliche Identitätskonzepte vorherrschen, die in unterschiedlicher Weise an etablierte Vorstellungen von Elternschaft und den zugehörigen Positionierungen und Verortungen als Mutter, Vater oder Eltern anknüpfen.

Tomke König und *Katharina Wojahn* untersuchen diskursanalytisch anhand von Interviews, wie pendelnde Mütter mit dem Idealbild umgehen, dass Eltern möglichst viel Zeit mit ihren Kindern verbringen sollten. Sie fragen, ob das

Pendeln bei den Müttern zwangsläufig zu einem schlechten Gewissen gegenüber den Kindern führt. Zugleich stellen sie heraus, dass viele Mütter zwar ein starkes Begehren nach Anerkennung als ‚gute Mutter‘ haben, ihnen aber gleichzeitig auch die Lebensweise als Pendlerin große Freude bereitet. In den Interviews zeichnet sich deutlich ab, dass die Frauen Abneigung gegen die Ansprüche an eine ‚gute Mutter‘ äußern, die sie selbst nicht erfüllen können. Sie fangen an – wenn auch leise –, Geschlechterordnungen zu kritisieren und neue Mutterschaftsentwürfe zu entwickeln. Die Autorinnen zeigen als ein zentrales Ergebnis auf, wie die Frauen die Logik des Entweder-oder der Erwerbstätigkeit und Familienarbeit außer Kraft setzen.

Sabine Dreßler widmet sich in ihrem Beitrag den kollektiven Orientierungen unter Müttern aus dem akademischen Milieu. Sie hat Gruppendiskussionen durchgeführt. Vor dem Hintergrund der derzeitigen vielfältigen und vielfach auch sehr widersprüchlichen gesellschaftlichen Imperative – gleichberechtigte Elternschaft, berufliche Selbstverwirklichung, Mutter als erste Bindungsperson – fragt sie zum einen danach, wie sich Frauen selbst als Mütter konstituieren und an welchen Bildern sie sich dabei orientieren. Zum anderen analysiert sie, ob für Mütter aufgrund der Widersprüche Orientierungs- und Handlungs-dilemmata entstehen. Diesbezüglich macht sie zwei Orientierungsrahmen für die tägliche Elternpraxis sichtbar: gleichberechtigte Elternschaft einerseits und die Mutter als Hauptverantwortliche für das Kind andererseits. Dreßler verdeutlicht, dass diese doppelte Ausrichtung die Frauen zwar schneller in Orientierungs- und Handlungs-dilemmata bringt, dies jedoch keine zwangsläufig folgende Konsequenz ist – stattdessen gelingt vielen offenbar auch, diese Orientierungsmuster ineinander zu integrieren.

Timo Heimerdinger untersucht in seinem Beitrag wissenschaftliche Sprechweisen über den mütterlichen bzw. elterlichen Alltag und macht dabei die Entscheidungs- und Orientierungsproblematiken von Müttern sichtbar. Am Beispiel der Ernährung werden sozialwissenschaftliche Diskurspraktiken – insbesondere die Verwendung des Begriffs ‚Naturalisierung‘ – aufgezeigt und als Mitverursacher eines alltäglichen mütterlichen Dilemmas kritisiert. Er stellt dar, wie eine bestimmte Sprache und Sprachform auch den Blick verstellen oder zu Kurzschlüssen führen kann. Der Text kommt zu dem Schluss, dass eine allgemein dilemmatisch gewordene Situation von Frauen, die Mütter sind und unterschiedlichen Anrufungen ausgesetzt sind, ein Problem ist, das die Wissenschaft teilweise (unbewusst) reproduziert.

Christina Mundlos präsentiert in ihrem Beitrag Ergebnisse einer Studie, die sie in Anschluss an die Studie der israelischen Soziologin Orna Donath zum Thema ‚Regretting Motherhood‘ durchführte. Sie befragte Mütter im deutsch-

sprachigen Raum, die sich selbst als bereuende Mütter positionierten. Ihre Analysen zeigen zwei Formen bereuter Mutterschaft auf: Mütter, die von Beginn an keinen Kinderwunsch hegten, ein Leben mit Kindern jedoch als gesellschaftlichen Imperativ erlebten, und Mütter, die hauptsächlich von den Entbehrungen berichten, die der Alltag mit Kindern für Eltern mit sich bringt. Im Anschluss an ihre Ergebnisse stellt sie die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zwischen den israelischen und den deutschen bereuenden Müttern dar und macht im Rahmen eines Plädoyers für Anerkennung und Umstrukturierung des Mutterseins das Fehlen von frauen- und mutterschaftsfreundlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sichtbar.

Cornelia Schadler untersucht, ausgehend von einem neomaterialistischen Standpunkt, die Mutter-Kind-Beziehungen in Praktiken der intensiven Mutterschaft. Dabei fragt sie, in welchen Praktiken mit welchen Co-Partizipierenden intensive Mutterschaft entsteht und welche Subjektpositionen Mütter und Kinder einnehmen. Diese qualitative Untersuchung basiert insbesondere auf Interviews mit Müttern aus Österreich und Deutschland vor der Geburt und (bis zu 2 Jahre) nach der Geburt. Dabei waren sowohl heterosexuelle Partnerschaften als auch gleichgeschlechtliche und Mehrfachpartnerschaften in der Untersuchungsgruppe vertreten. Die Autorin macht sichtbar, dass Mutter und Kind zu „Polyviduen“ werden: Sie sind in ihrer Interaktion höchst individualisiert und permanent miteinander verknüpft.

Mutter zu sein und drogenabhängig zu sein – das eine scheint mit dem anderen nicht vereinbar im kulturellen Denkhorizont. Dieses Spannungsverhältnis nimmt die Autorin *Sabine Härtl* als Ausgangspunkt für ihre qualitative Untersuchung, indem sie beides – das Muttersein und die Drogenabhängigkeit – als sozio-kulturell erzeugte Phänomene begreift. Sie geht der Frage nach, wie die Adressierung als drogenabhängige Mutter thematisiert, gedeutet und verhandelt wird. Dabei fokussiert sie das „In-Verhältnis-Setzen“ der interviewten Frauen in der Position als Mütter, die (ehemals) Drogen konsumiert haben, in Bezug auf Interaktionspartnerinnen und -partner sowie Normen. Sichtbar wird, dass die drogenabhängigen Mütter sich vor allem im normativen Gefüge der ‚guten Mutter‘ erzählen. Wobei: Unabhängig davon, ob die Frauen sich als den Anforderungen einer guten Mutter gescheitert oder gerecht werdend erzählen, zeigt sich, dass Frauen das Problem der Drogenabhängigkeit an ihrer Person individualisieren und dabei oftmals die institutionell-strukturellen Bedingungen unsichtbar machen.

Mutterschaften in den Medien: herstellen, aneignen, verhandeln

Im dritten Teil werden verschiedene Formen, wie Mutterschaft in den Medien hergestellt, verhandelt und auch angeeignet wird, untersucht. Die Beiträge beziehen sich auf die Abschnitte Schwangerschaft, Geburt und nach der Geburt.

Unter Berücksichtigung der Kulturgeschichte wird Schwangerschaft aktuell im „Modus einer Demonstration“ präsentiert: So geht es – *Daniel Hornuff* folgend – nun auch und insbesondere darum, das Schwanger-Sein sich selbst und den anderen zu präsentieren. Von dieser neuen Kulturtechnik des Zeigens ausgehend, untersucht Hornuff Strategien pränataler Sichtbarmachung, fußend auf medialen Repräsentationen. Ausgewertet werden unterschiedliche Medienformate: etwa Berichte über Cover-Schwangere wie Heidi Klum in Hochglanzmagazinen, Werbeanzeigen, z.B. das Ultraschallstudio „babyfacing.de“ in der Elterninfo-Broschüre, oder Anzeigen zur Schwangerengesundheit sowie Ratgeber von Krankenkassen. Gegenstand der Untersuchung ist nach einer konzeptionellen Präzisierung der Begriffe Sichtbarmachung/Sichtbarkeit insbesondere das Ungeborene in seiner „technologischen Repräsentation“. Hornuff legt dar, was passiert, wenn ein zunächst Unsichtbares – hier der ungeborene Körper – Sichtbarkeit erhält. Auch stellt er dar, wie der Körper der Schwangeren öffentlich unter Einbeziehung von Techniken der Sichtbarmachung bei der Mutterwerdung medial (re-)inszeniert wird.

Der Beitrag von *Cecilia Colloseus* analysiert im Rahmen einer kulturanthropologischen Studie aktuelle, im Internet veröffentlichte Geburtsberichte. Auf Grundlage ihrer von Konzepten der Filmwissenschaft inspirierten Analysen stellt die Autorin die zentrale These in den Mittelpunkt, dass die öffentliche Wahrnehmung von Geburt maßgeblich dadurch bestimmt wird, wie Männer sie sehen (und beschreiben), und nicht dadurch, wie Frauen sie erleben. Damit wird, so erläutert sie, an eine alte Tradition der schriftlichen Geburtsberichterstattung angeknüpft: Der belletristisch verfasste männliche Augenzeugenbericht ist stärker vertreten als der weibliche Erfahrungsbericht. In ihrer Analyse stellt Colloseus die Frage danach, welche Rolle der männliche Blick auf das Gebären beim Sichtbarmachen von Mutterschaft spielt und welche Konsequenzen diese Überlegungen haben können.

Carolyn Küppers untersucht in ihrem Artikel die mediale Verhandlung von Müttern in der Sexarbeit. Anhand einer Analyse der Zeitungsartikel südafrikanischer Printmedien zurzeit der WM 2010 in Südafrika analysiert sie, wie Sexarbeiterinnen im medialen Diskurs vor der WM als ‚Andere‘ konstruiert werden, und stellt dabei das Konzept der „VerÄnderung“ vor. Die Autorin

zeigt, dass es Formen der Diskursivierung gibt, in denen Sexarbeiterinnen trotz der Widersprüchlichkeit der beiden Positionen auch als Mütter portraitiert werden können. Sich zu prostituieren, um als Mutter Sorge zu tragen, kann, so stellt sie heraus, als Grund akzeptiert werden, ohne dass die Mutter, die dieser Tätigkeit nachgeht, als ‚Andere‘ konstruiert werden muss.

Mutterschaften in professionellen Handlungsfeldern: riskieren, überwachen, bearbeiten

Im letzten Teil des Buches werden professionelle Bearbeitungen von Mutterschaften in den Mittelpunkt gerückt. Er nimmt in den Blick, wie spezielle Formen von Risikomutterschaften zu generieren, zu bearbeiten und zu verändern versucht werden.

Julia Feiler untersucht – auf Grundlage von Firmen-Werbeanzeigen – den Diskurs zum Thema Social Freezing als Schauplatz spezifischer Ver- und Aushandlungen von Mutterschaft. In ihrer Analyse fragt sie, inwiefern Mutterschaft im Diskurs um ‚Social Freezing‘ verhandelt und sichtbar wird, und rekonstruiert die in den Anzeigen offensiv auftauchenden Formen von Mutterschaft, aber auch die, die unsichtbar bleiben. Dabei entwickelt sie die These, dass – im Kontext des Social Freezing – Mutterschaft als absolut anstrebenswerter, jedoch auch bedrohter Zustand konzipiert ist, der abgesichert werden muss. Sie geht auch der Frage nach, welche spezifischen Formen von Körperwissen mittels des Einsatzes solcher Techniken produziert werden.

Der Ausgangspunkt des Beitrags von *Rhea Seehaus* und *Eva Tolasch* ist der Bruch der elterlichen Sorgeverantwortung vor und nach der Geburt. Die Sorgearbeit wird – sobald das Kind auf der Welt ist – anders verteilt, als dies vorab geplant war oder sich abzeichnete. Anhand von ethnografischen Beobachtungen bei der Stillberatung auf einer Wochenbettstation eines Krankenhauses können die Autorinnen zeigen, dass sich das vorgeburtliche gemeinschaftliche Elternchaftsprojekt (spätestens) auf der Geburtsstation zu einem alleinigen Mutterschaftsprojekt transformiert. Dabei wird, neben anderen Ergebnissen, insbesondere sichtbar, dass die Mutter als die Hauptadressatin der Sorgeverantwortung hergestellt und dem Vater tendenziell die Position des *Outcast* eröffnet wird.

Judith Pape beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Ernährung von Kleinkindern und stellt die Frage, wie Arbeitsteilungen und Verantwortlichkeiten organisiert werden (können). Sie untersucht dafür Beikostkurse und Beratungen, die im Setting der Familienbildung vom Übergang der Milchernährung

des Säuglings zur festen Ernährung des Kleinkindes angeboten werden. Auf Grundlage ethnografischer Protokolle analysiert sie die dabei aufgerufenen Kinderernährungsideale und zeigt auf, welche Mutterschaftsbilder damit zusammenhängen. Der Beitrag zeigt, wie die ‚Stillnorm‘ auch über die reine Milchernährung hinaus wirksam ist und sich in bestimmten Vorstellungen zu Ernährungsverantwortungen niederschlägt: Während der Vater als Verantwortungsperson fast unsichtbar wird, ist es die Mutter, der die hauptsächliche Arbeit zugeschrieben wird.

In gegenwärtigen Elternschaftsdebatten und -programmen werden junge allein-erziehende Mütter mit den Kategorien „mütterliche Erziehungsfähigkeit“ und „(Höchst-)Risikomutter“ in Zusammenhang gebracht. Diese Beobachtungen nimmt *Marion Ott* zum Ausgangspunkt, um sich dem Phänomen Mutterschaft aus macht- und praxisanalytischer Perspektive empirisch in Mutter-Kind-Einrichtungen anzunähern. Um den praktischen Vollzug von Mutterschaft in diesen Einrichtungen unter Einbeziehung der unterschiedlichen Positionen bzw. Positionierungen im Feld zu (re-)konstruieren, stützt sich die Autorin auf das qualitative Verfahren der teilnehmenden Beobachtung. Dabei rückt die „mütterliche Kompetenz“ der betreuten Mütter am Schnittpunkt von Darstellung und Adressierung in den Analysefokus der Autorin. Sichtbar wird, wie Mutterschaft in dieser untersuchten Einrichtung im Spannungsfeld der Bewährung und Optimierung längs der durchaus konflikthaften Arbeit an der „Erziehungsfähigkeit“ der Frauen/Mütter im institutionellen Kontext hergestellt wird.

Der Beitrag von *Maya Halatcheva-Trapp* macht die diskursiven Konstruktionen von Elternschaft in der Trennungs- und Scheidungsberatung sichtbar und stellt die Frage, wie in diesem Kontext über Mutterschaft gesprochen wird. Die Beraterische Handlung geschieht dabei immer vor dem Hintergrund der Reform des Kindschaftsrechts (1998), mit der eine Fortführung des gemeinsamen Sorgerechts nach elterlicher Trennung auch ohne gerichtliche Intervention möglich wurde. Idee dieser Reform ist, dass beide Eltern sich die Verantwortung für ihr Kind weiterhin teilen sollen. Halatcheva-Trapp fasst die Beratung selbst als diskursives Feld auf, in dem die Berater und Beraterinnen Elternschaftskonstruktionen aushandeln und durchsetzen können. Anhand von Interviews mit Experten und Expertinnen der Trennungs- und Scheidungsberatung rekonstruiert sie zwei diskursimmanente Deutungsmuster und die damit verwobenen Entwürfe von Mutterschaft. Sie zeigt auf, inwiefern der Diskurs sehr spezifische geschlechtstypische Verantwortlichkeiten für die Sorge herstellt, indem bestimmte kulturelle Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe reproduziert werden.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1999): Vom Nutzen der Soziologie. Aus dem Englischen von Christian Rochow. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BMFSFJ (2011): Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebenslauf. Erster Gleichstellungsbericht. URL: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/publikationen,did=174358.html> [Zugriff am: 28.09.2016].
- BMFSFJ (2012): Achter Familienbericht. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. URL: http://www.beruf-und-familie.de/system/cms/data/dl_data/9580b8fe447865dc80e2a6d880244cab/8_Familienbericht_und_Stellungnahme_der_Bundesregierung.pdf [Zugriff am: 28.09.2016].
- Cornelißen, Waltraud/Dressel, Christian/Lohel, Vera (2005): Erwerbseinkommen von Frauen und Männern. In: Cornelißen, W. (Hrsg.): Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. Erstellt durch das Deutsche Jugendinstitut e.V. in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt, S. 159–223; URL: <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdokument,property%3Dpdf,bereich%3Dgenderreport,sprache%3Dde,rwb%3Dtrue.pdf> [Zugriff am: 17.07.2016].
- Davis, Angela (1982): Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Berlin: Elefanten Press.
- Degele, Nina (2003): Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften In: Soziale Welt 54, S. 9–30.
- Dolderer, Maya/Holme, Hannah/Jerzak, Claudia/Tietge, Ann-Madeleine (2016): O Mother, where Art Thou? (Queer-)Feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster. Westfälisches Dampfboot.
- Fisher, Berenice/Tronto, Joan (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Abel, E. K./Nelson, M. K. (Hrsg.): Circles of Care. Work and Identity in Womens's Lives. Albany. State University of New York Press, S. 35–62.
- Friebertshäuser, Barbara/Matzner, Michael/Rothmüller, Ninette: Familie: Mütter und Väter. In: Ecarius, J. (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179 – 198.
- Frohnhaus, Gabriele (1994): Feminismus und Mutterschaft. Eine Analyse theoretischer Konzepte und der Mütterbewegung in Deutschland. Weinheim. Deutscher Studienverlag.
- Jurczyk, Karin (2010): Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In: Apitzsch, U./Schmidbauer, M. (Hrsg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen. Barbara Budrich, S. 59–76.
- Kallenberg, Vera (2013): „... den historischen Boden zu begreifen, auf dem man sich bewegt“: Verflechtung, Struktur, Geschichte. In: Erwägen, Wissen, Ethik: EWE; Forum für Erwägungskultur = Deliberation, knowledge, ethics, Jg. 2013, H. 3, Bd. 24, S. 407–409.
- Lenz, Ilse (2010): Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Martschukat, Jürgen (2013): *Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*. Frankfurt a.M./New York. Campus.
- McCarthy, Jane Ribbens/Edwards, Rosalind (2011): *Key Concepts in Family Studies*. London: Sage.
- Meier-Gräwe, Uta/Klünder, Nina (2015): E-Paper. Ausgewählte Ergebnisse der Zeitbudgeterhebungen 1991/92, 2001/02 und 2012/13. Eine Studie im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung. Gießen. URL: https://www.boell.de/sites/default/files/neu-e-paper_1511_zeitbudgeterhebungen_kluender_2aktualisierteausgabe.pdf [Zugriff am: 28.09.2016].
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung. Dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 1/1, S. 41–63.
- Rettig, Hanna (2013): *Spannungsvolle Mutterschaften – Erneuern, Kümmeren, Anders sein, Kämpfen. Mütter mit türkischen Hintergründen in Migrationsgesellschaften – Eine empirische Untersuchung in Deutschland und Australien*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Tolasch, Eva (2016): *Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung*. Wiesbaden. Springer VS.
- Seehaus, Rhea (2015): (Un-)Ordnungen der familialen Sorge? Mütter und die diskursive Figur des ‚aktiven Vaters‘. In: Dausien, B./Thon, C./Walgenbach, K. (Hrsg.): *Geschlecht – Sozialisation – Transformation (Jahrbuch der Frauen und Geschlechterstudien Bd. 11)*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 163–178.
- Spies, Anke (Hrsg.) (2010): *Frühe Mutterschaft. Die Bandbreite der Perspektiven und Aufgaben angesichts einer ungewöhnlichen Lebenssituation*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Statistisches Bundesamt (2015): *Wie die Zeit vergeht. Ergebnisse zur Zeitverwendung in Deutschland 2012/2013*. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2015/zeitverwendung/Pressebrochure_zeitverwendung.pdf?__blob=publicationFile [Zugriff am: 30.09.2016].

Gefühle, Techniken, Programme – historische Annäherungen an Mutterschaften

Wie die Schwangere zur Mutter wurde: Zur Geschichte eines Gefühlskomplexes (1770–2010)

„Mit der Schwangerschaft beginnt das Muttersein. Das bedeutet, sich zu sorgen, zu nähren, sich zu kümmern und unendlich zu lieben“ (Karven et al. 2007: 106). Dieses Zitat aus einem erfolgreichen Ratgeber macht deutlich, dass Schwangerschaft heute synonym mit beginnender Mutterschaft erscheint. Solche Vorstellungen, die auch ein gewisses, sehr spezifisches „Gefühlswissen“ (Frevert et al. 2011) zu mütterlichen Emotionsmustern in der Schwangerschaft beinhalten, finden sich in öffentlichen Medien ebenso wie in medizinischen und lebenswissenschaftlichen Fachpublikationen. Die Verbindung von Schwangerschaft und Mutterschaft wirkt zunächst selbstvident, bildet erstere doch den materiellen wie chronologischen Übergang hin zur – zumindest leiblichen – Mutterschaft. Doch materielle Prozesse der Reproduktion sind auch stets mit sozialen Aushandlungsprozessen, kulturellen Vorstellungen, mit spezifischen Praktiken und Technologien verbunden. Diese sind gesellschaftlich situiert und historisch variabel. So zeigen einschlägige geschichts- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen zu Mutterliebe und Mutterschaft (z.B. Badinter 1988; Schütze 1986; Vinken 2001), dass diese von politischen, religiösen und kulturellen Kontexten beeinflusst werden und insbesondere von Transformationen des 18. Jahrhunderts im Übergang zum 19. Jahrhundert geprägt sind. Ebenso demonstrieren historische Analysen zu Schwangerschaft, dass zeitgenössisch variierte, wie Schwangerschaft definiert, verstanden und erlebt wurde, wobei auch je nach Schicht und Region zusätzliche Unterschiede bestanden (z.B. Duden et al. 2002; Hornuff 2014; Labouvie 2000). Vor diesem Hintergrund möchte ich in meinem Beitrag gerade die Verknüpfung von Mütterlichkeit und Schwangerschaft historisieren. Sollte sich eine Schwangere tatsächlich schon immer als werdende Mutter fühlen? Wie und wann fanden mütterliche Gefühlsmuster Eingang in Vorstellungen von Schwangerschaft?

Dazu fokussiert meine historische Untersuchung hegemoniale Diskurse und stützt sich dafür auf einen breiten Korpus an Quellenmaterial, das normatives ‚Gefühlswissen‘ zur Schwangerschaft hervorbrachte und verbreitete: Ratgeber- und Aufklärungsliteratur, medizinische Lehrbücher, Hebammentexte und psychologische oder psychiatrische Publikationen. Die Analyse reicht von heutigen Diskursen bis zurück zu Texten des ausgehenden 18. Jahrhunderts,

das die Formationszeit sowohl der medizinischen Geburtshilfe als auch des modernen Mutterideals bildet. Zugleich entwickelten sich diesem Zeitraum bio- und bevölkerungspolitische Machtstrategien, für die der Frauenkörper einen zentralen Zugriffspunkt darstellte. Diese lassen sich mit Foucault als „Hysterisierung des weiblichen Körpers“ bezeichnen, welche die „Mutter“ und die „Nervöse“ als zentrales Figurenpaar hervorbrachte (1983: 104). Durch die Wahl des langen Untersuchungszeitraums ergibt sich ein Überblick über grundlegende Transformationen zu Emotionsvorstellungen in der Schwangerschaft, einem bislang kaum beforschten Themengebiet. Darüber hinaus lässt sich auf diese Weise nachvollziehen, inwieweit sich der Hysterisierungsprozess auch auf die Schwangerschaft erstreckte. Als Ergebnisse möchte ich im Folgenden drei Zeitebenen vorstellen, in welchen sich jeweils historisch spezifische Programmatiken der Schwangeren in verschiedenen Figuren verfestigten: In der ersten Zeitspanne geht es um die Figur der verstimmtten Schwangeren, dann um die der schwangeren Mutter und schließlich um die Figur der irrational mütterlichen Schwangeren. Die Transformationen dieser Figuren waren von einer Vielzahl an diskursiven wie nicht-diskursiven Kräften beeinflusst, die sich als Dispositive bezeichnen lassen (Foucault 1978; Jäger 2001). Hierbei war das Gefühlswissen zu Schwangerschaft vor allem von zwei großen Einflussprozessen geprägt: zum einen von der zunehmenden Integration von Schwangerschaft in die professionalisierten Bereiche der Medizin und schließlich verstärkt auch der Psychologie, zum anderen von Kontinuitäten wie Diskontinuitäten der Geschlechterordnung, insbesondere in Bezug auf wechselnde Mutterideale. In beiden Komplexen spielten wechselnde bevölkerungs- und biopolitische Strategien eine Rolle.

1 Verstimmungen der Schwangerschaft und postpartale Muttergefühle (ca. 1770–1900)

Damit Vorstellungen von Mütterlichkeit überhaupt für Schwangerschaft relevant werden konnten, mussten sie sich zunächst generell formieren. Das 18. Jahrhundert gilt als die Ära der aufstrebenden Muttergefühle. Schon Martin Luther hatte den Dienst am Kinde als den eigentlichen Gottesdienst für Frauen betrachtet (Vinken 2001). Im Zuge der aufklärerischen Abkehr von rein religiösen Begründungsmustern wurde die Erforschung der Natur zum Grundstock säkularer Vernunft. Und so lieferte fortan die Natur die Erklärung dafür, warum – trotz der postulierten Gleichheit aller Menschen – soziale Unterschiede zwischen Menschen, insbesondere den Geschlechtern, aufrechtzuerhalten seien. Entsprechend rühmte Jean-Jacques Rousseau die naturgegebene Bega-

bung der Frauen zur Mütterlichkeit, während der Schweizer Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi die Mütter darin unterrichten wollte, wie sie ihrer inneren Natur am besten Ausdruck verliehen (Vinken 2001). Dabei galt Mütterlichkeit auch als emotionale Tugend, durch die sich das aufstrebende Bürgertum vom vermeintlich dekadenten Adel absetzen wollte. Die Frau sollte nicht mehr nur körperlich, sondern auch im Herzen Mutter sein.

Vor dem Hintergrund des Bedeutungszuwachses von Mütterlichkeit stellt sich die Frage, inwieweit dieses Vorstellungsmuster in Konzeptionen der Schwangerschaft einfluss. Die Antwort mag überraschen: kaum bis gar nicht. Generell befassten sich die Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts sowieso wenig explizit mit den seelischen Dispositionen der Schwangeren. Wenn, dann erwähnten die Texte mütterliche Regungen äußerst selten. In Bezug auf diesen Themenkomplex muss somit von einer weitgehenden Absenz gesprochen werden. Stattdessen stand in den entsprechenden Texten oft ein Konzept im Vordergrund, dass ich hier als ‚reizbare Verstimmung‘ bezeichnen möchte. Denn die Grundstimmung Schwangerer erschien verändert und wurde häufig als ins Negative gehend beschrieben. So erklärte z.B. Francois Ange Deleuryes in seinem medizinischen Lehrbuch, Frauen seien in der Schwangerschaft mehr als sonst „zum verdrießlichen Wesen geneigt“ (1778: 86), der Geburtshelfer Carl Gustav Carus sprach von „Gemüthsverstimmungen“ (1820: 76) und Richard von Krafft-Ebing schrieb in einem gerichtsmedizinischen Artikel von „abnormer Gemüthsreizbarkeit“ Schwangerer (1868: 54). Als Grund für die Verstimmung betrachteten die damals ausschließlich männlichen Autoren meist das Nervensystem, das durch die Schwangerschaft gereizt sein sollte. Die Frauen erschienen so tatsächlich als ‚nervöser‘.

In den seltenen Fällen, in denen von Mütterlichkeit in der Schwangerschaft die Rede war, geschah es im Register der Pflicht. Besonders exemplarisch zeigt sich dies in einem Satz aus dem Ratgeber des Mediziners Christian August Struve, der in seiner Deutlichkeit im Vergleich zum restlichen Quellenmaterial eine Ausnahme darstellt: „Das Weib ist Mutter, nicht von der Geburt ihres Kindes, sondern von dem Anfange ihrer Schwangerschaft, da beginnen ihre Pflichten, die heiligsten, die ihr die Natur auferlegt hat“ (1800: 41). Der Anschluss über die Pflicht ist hier keineswegs zufällig. Schließlich zeigt die historische Analyse von Yvonne Schütze (1986), dass gerade in diesem Zeitraum allgemein das Verständnis einer ‚pflichterfüllenden Mutterliebe‘ dominierte. Dennoch bewegte sich das Repertoire für Muttergefühle auch damals jenseits der bloßen Pflicht und war oft durchaus etwas wortgewaltiger – allerdings in Bereichen nach der Schwangerschaft. So äußerte Carus (1832: 59) ganz allgemein große Bewunderung für die „ungemeinen Aufopferungen“ der „Mutterliebe“, welche „im Busen des Weibes“ herrsche, wohingegen solche Rhetorik in den Kapiteln zu Schwangerschaft seines Buches fehlte. Entsprechend wurde auch der Mutterinstinkt zunächst nur für das Stillen – nicht für

die Schwangerschaft – relevant. Etwa sprach ein Ratgeber nur im Abschnitt zum Stillen vom „so unverteilbaren Instinkt [...], ihr Kind zu lieben, und ihm Leben und Gesundheit zu erhalten“, den jede Mutter naturgemäß besitze (Mears/Henschel 1804: 488). Wie auch Schwarz (1983) in seiner Analyse feststellt, lag das primäre Austragungsgebiet mütterlicher Gefühlskulturen im 18. und 19. Jahrhundert also jenseits der Schwangerschaft und begann erst nach der Geburt.

Was waren die Gründe dafür? Einen Faktor stellte dar, dass sich zwar die medizinische Geburtshilfe und Gynäkologie in diesem Zeitraum formierten – die Schwangerschaft aber noch vergleichsweise wenig in medizinische Praktiken integriert war (Al-Gailani/Davis 2014). Im Zentrum medizinischen Interesses stand im 18. und 19. Jahrhundert zunächst die Geburt, wohingegen viele Ärzte¹ ihre zahlenden Patientinnen oft nur kurz während der Schwangerschaft sahen (Seidel 1998). Zudem erkannten besonders bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht alle Teile der Bevölkerung die medizinische Expertise bei der Geburt an. Neben sittlichen und finanziellen Aspekten war hierfür von Bedeutung, dass die Geburtshilfe zunächst entgegen offizieller Verlautbarungen nicht unbedingt immer zu gesteigerter Gesundheit führte (Frevert 1982: 191–200). Die vergleichsweise geringe Medikalisierung der Schwangerschaft legte folglich eine ausführliche Beschäftigung mit dem Zustand im Allgemeinen und dem Gemütsleben schwangerer Frauen im Besonderen wenig nahe. Zudem mag die Annahme des negativen Zustandes der Verstimmung durchaus mit institutionellen Dynamiken der frühen medizinischen Geburtshilfe korrespondiert haben. Denn es waren nicht die erwünschten bürgerlichen Patientinnen, mit denen die frühen Geburtshelfer während ihrer Schwangerschaft am meisten Kontakt hatten, sondern die Frauen der sogenannten ‚Accouchieranstalten‘. Solche Anstalten wurden vermehrt ab dem späten 18. Jahrhundert gegründet, um geburtshilfliches Wissen zu generieren. Uneheliche, mittellose Schwangere wurden oft per Gesetz gezwungen, sich dorthin zu begeben, um den Ärzten als Untersuchungs- und Übungsobjekte zur Verfügung zu stehen (Metz-Becker 1997). Nicht zuletzt der hohe Einsatz an medizinischen Instrumenten führte dazu, dass das Kindbettfieber bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in den Gebäranstalten weit verbreitet war (Metz-Becker 1997; Seidel 1998). Die Missstimmung, die von Medizinern beschrieben wurde, mag so teilweise affektive Resonanz der Frauen auf ihre schlechten Lebensbedingungen gewesen sein. Zugleich diente der Verweis auf Missstimmung in ärztlichen Diskursen wohl dazu, mögliche weibliche Widerstände zu relativieren, indem sie lediglich als schwangerschaftstypisches Symptom gal-

1 Hier wird explizit von männlichen Ärzten gesprochen, da Frauen keinen Zugang zum Hochschulstudium hatten. Frauen wurden in Preußen ab 1908 an Universitäten zugelassen, im ausgehenden 19. Jahrhundert hatten bereits vereinzelt deutschsprachige Ärztinnen im Ausland studiert (Kruse 2005).

ten und ihre Ursache nicht in den problematischen Verhältnissen der Anstalten gesucht wurde.

Einen zweiten Faktor für die weitgehende Absenz von Konstruktionen von Mutterliebe in der Schwangerschaft stellten die spezifischen Vorstellungen und Praktiken dar, mit denen das zeitgenössische Mutterideal verbunden war. Mütterlichkeit war ein zentrales Element für die sich damals ausformende moderne Geschlechterordnung. Hierbei spielte schon bei Rousseau zunächst das Stillen eine große Rolle, ermahnte er die Frauen doch ausführlich, dieser von der Natur auferlegten Pflicht nachzukommen, um so auch eine sittlichere Gesellschaft zu ermöglichen. Die zentrale Position des Stillens erklärt sich auch daraus, dass es sich besser für den Distinktionswillen des aufsteigenden Bürgertums funktionalisieren ließ: Schwanger sein konnten – gemäß der damaligen Logik – schließlich alle Frauen, die als adelig-dekadent wahrgenommen ebenso wie die vermeintlich moralischen. Nur die wahre Mutter jedoch umsorgte und stillte ihr Kind selbst, während die ‚Falsche‘ solche Tätigkeiten an Ammen und Bedienstete delegierte. Das Stillen war damit ein (in der vermeintlichen Unsichtbarkeit des Privaten) sichtbares Zeichen bürgerlicher Weiblichkeit. Es diente sehr viel mehr als das Schwangersein als performative Praxis, welche die moderne Mutter hervorbrachte. Dazu kamen bevölkerungspolitische Tendenzen, die im 18. Jahrhundert immer relevanter wurden. Denn der in der Zeit einsetzende Kampf gegen die hohe Säuglingssterblichkeit zielte zunächst stark auf das verbreitete Ammenwesen als vermeintlicher Ursache. Deswegen verpflichtete etwa das Allgemeine Preußische Landrecht, das 1794 in Kraft trat, eine gesunde Mutter, ihr Kind selber zu stillen (Metz-Becker 1997). Der nachgeburtliche Bereich, insbesondere das Stillen, stand somit früher und stärker im Fokus von biopolitischen Maßnahmen, die mit medizinischen, geschlechtlichen und emotionalen Aspekten einhergingen. Mütterliche Gefühlsmuster in der Schwangerschaft waren in den Quellen also für diesen Zeitraum selten, weil Schwangerschaft noch vergleichsweise wenig medikalisiert war, geringen Anschluss an bürgerliche Praktiken der Mütterlichkeit fand und noch einen eher nachgeordneten Gegenstand der Biopolitik bildete.

2 Der Aufstieg von Mütterlichkeit in der Schwangerschaft (ca. 1900–1970)

Am Anfang des 20. Jahrhunderts machte die Figur der Schwangeren einen wichtigen Schritt hin zum Mutterwerden. Nun begann sich in den Quellen das emotionale Register der Schwangerschaft zu transformieren: Abträgliche Stimmungen sollten weniger weit verbreitet sein oder zumindest mit

dem Fortschreiten der Schwangerschaft zurückgehen. Stattdessen sollten sich viele Schwangere zunehmend zuversichtlich, gesund – und nun auch mütterlich – fühlen. Dies war teilweise durchaus noch mit der Rhetorik der Pflicht verknüpft, wenngleich sich bereits hedonistischere Vokabeln dazu mischten. Etwa sprach Anna Fischer-Dückelmann, eine der ersten Medizinerinnen und bekannte Ratgeberautorin, ihre schwangere Leserin bereits als „glückliche und pflichttreue Mutter“ an (1917: 290–291). In anderen Quellen sollte nun auch der „Instinkt der Mutterschaft“ schon während der Schwangerschaft erwachen (Meyer-Rüegg 1915: 26). Oft war das Ende der zugeschriebenen Missstimmung kausal an den Beginn der Muttergefühle gekoppelt, der in dieser Zeit meist der zweiten Schwangerschaftshälfte zugeordnet wurde und mit einer Emotionalisierung der Kindsbewegungen einherging. So schrieb der Mediziner Max Runge (1904: 104) in seinem preußischen Hebammenlehrbuch, dass ab dieser Phase „gewöhnlich eine mehr zuversichtliche Stimmung besteht, besonders nach der Wahrnehmung der Kindbewegungen, die der jungen Mutter ihr bevorstehendes Glück verkünden“. Die Aufwertung gravider Emotionalität korrespondierte mit ihrem langsamen Einzug in die wissenschaftliche Forschung, welche sie, sehr vereinzelt, bereits zum epistemischen Ding erkor. Eine der ersten Studien zur Psyche Schwangerer machte der Mediziner Siegel (1919: 203), der seine Ergebnisse folgendermaßen zusammenfasste: „Das natürliche Gefühl der schwangeren Frau ist das Mutterschaftsgefühl“.

Allerdings wurde in einigen zeitgenössischen Texten sofort eine Differenzierung eingeführt: Keineswegs alle, sondern nur bestimmte Schwangere fühlten sich den Schriften gemäß als psychisch stabile Mütter – nämlich die sogenannten „normalen“ (Ebert-Stockinger 1918: 61) beziehungsweise die „von vortrefflichem biologischem Erbgute“ (Paull 1941: 61). Bei den vermeintlich ‚Minderwertigen‘ sollte dagegen weiter Missstimmung dominieren. Diese Klassifizierung und Hierarchisierung war Folge eugenischer und rassenhygienischer Theorien, welche in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ihren Aufstieg hatten. Mit ihnen verbreiteten sich Ideen einer Hinaufzüchtung des Volkes, die im Nationalsozialismus eine mörderische Zuspitzung erfahren sollten. Schließlich war unter Hitler die Zuschreibung negativer Schwangerschaftsgefühle wohl das Geringste, was Frauen passieren konnte, wenn sie als ‚nicht erbggesund‘ kategorisiert wurden, drohten doch Zwangssterilisation, Zwangsabtreibung oder Ermordung (Link 1999; Weingart et al. 1992).

Die Modifikation des Gefühlswissens zu Schwangerschaft, insbesondere der Aufstieg der Mütterlichkeit, stand im Kontext sowohl medizinischer als auch gesellschaftspolitischer Entwicklungen: Zum einen vollzog sich eine zunehmende Integration von Schwangerschaft in die Medizin. Geburtshilfe und Gynäkologie hatten sich ausdifferenziert, institutionalisiert und verbreitert (Schneck 2005). Durch die Etablierung der Sozialversicherung und Krankenkassen war es nun breiteren Bevölkerungsschichten möglich, einen Mediziner

oder eine der ersten Medizinerinnen aufzusuchen. Neue Diagnoseverfahren wie der Wassermann-Test auf Syphilis wurden im frühen 20. Jahrhundert auch für Schwangere relevant (Seigel 2014). Schließlich verbreiteten sich ab 1929 die ersten medizinischen Schwangerschaftstests. Auch erste Ideen einer institutionalisierten pränatalen Vorsorge für alle Schwangeren entstanden. Zudem formierte sich ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert allmählich eine intensivere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem vorgeburtlichen Dasein, die Caroline Arni (2012) als ‚Biopolitik des Pränatalen‘ bezeichnet. Dabei wuchs nicht nur das Interesse für embryologische Erkenntnisse zu körperlichen Einflussbeziehungen, sondern auch für die Psyche des Ungeborenen, was sich in der beginnenden Pränatalpsychologie – der Lehre vom psychischen Erleben im Mutterleib – manifestierte (Dubow 2010).

Diese Prozesse in der Medizin hatten mehrere Folgen: Nicht nur kamen Ärzte und erste Ärztinnen in intensiveren Kontakt zu Schwangeren in unterschiedlichen Lebenssituationen. Sondern die zunehmende Medikalisierung von Schwangerschaft führte auch dazu, dass neue Gebiete der Wissensproduktion gesucht und gefunden wurden – und die Psyche und Emotionalität war eines davon. Entsprechend wurden nun grundlegende Kategorien medizinischen Denkens – die Unterscheidung zwischen Krankheit und Pathologie, Normalem und Abnormalem – auf dieses Thema angewandt. Dazu kam, dass die Biopolitik des Pränatalen zunehmend auch die Figur des ungeborenen Kindes hervorbrachte. Dieses Kind schien allein schon auf symbolischer Ebene sein Pendant, die Mutterfigur, zu benötigen, welches es in der Schwangeren fand. Auch die zeitgenössische Bevölkerungspolitik flankierte diese Entwicklungen. Die Quantität und Qualität der deutschen Bevölkerung erschienen ab 1900 als immer gravierenderes gesellschaftliches Problem. Ängste vor einem allmählichen ‚Volkstod‘ setzten große Hoffnung in die Stärke der Mutterschaft. Durch die parallelen, heftigen Debatten über ein mögliches Recht auf Abtreibung (Usborne 2007) geriet die neu entdeckte schwangere Emotionalität noch mehr ins Visier: Wenn gesunde Frauen spätestens nach Einsetzen der Kindsbewegungen Mutterglück empfinden sollten, so die Denkbewegung, schien ihr zuvor geäußelter Wunsch nach einem Abort wohl sowieso hinfällig. Entsprechend argumentierte Siegel in seiner Studie zu Muttergefühlen von Schwangeren ganz offen gegen die Legalisierung von Abtreibung und für die „Erhaltung unserer Volkskraft“ (1919: 205).

Einen allgemeineren Einfluss auf das Gefühlswissen stellte die generelle Ausweitung des Muttermythos ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert dar (Vinken 2001). In Romanen, Werbeanzeigen oder politischen Debatten wurden Vorstellungen der ‚deutschen Mutter‘ ausdifferenziert und romantisiert. Dabei erwies sich die Figur der Mutter als flexibel genug, um Anschluss für verschiedene politische Positionen zu bieten: Sowohl Gruppierungen der Frauenbewegung beriefen sich auf die mütterliche Natur, um für politische Partizipation